



Martin Gierl

Wissenschaft und die Geschichte gelehrter Ehre

Zwischen Irrtum und Betrügerei

Wissenschaft ist nicht zuletzt ein Produkt der Ehre: der Ehrwürdigkeit der Institution und ihrer Partizipanten. Dieser Topos hat die Wissenschaftsgeschichte seit dem Mittelalter begleitet. Wissenschaftsmangel hingegen beruhe auf Irrtum oder bewußter Täuschung. Der Täuschung müsse durch die Institutionalisierung von Regeln ein Riegel vorgeschoben werden.

Was ist die gelehrte Ehre? Was liegt zwischen Ehrwürdigkeit, Mangel an Wissenschaftlichkeit und Täuschung? Die Vorstellungen davon haben eine Geschichte.

Anfangen haben die Versuche, wissenschaftliche Redlichkeit institutionell zu regeln, nicht erst im 18. Jahrhundert, besonders wirksam geworden im Sinn der heutigen Wissenschaftskultur sind sie jedoch zur Zeit aufklärerischer Gelehrsamkeit. An die Stelle des Schutzes eines Wissenskanons nach vornehmlich konfessionellen Richtlinien rückte kumulative Wissensschöpfung und Verbreitung: Ein sich weiter und weiter spinnendes Netz gelehrter Organe mit Periodika, bibliographischen Verzeichnungsinstrumenten und Popularisierungsmedien wie Lexika und Moralische Wochenschriften entfaltete sich – ein umfassender Apparat einer kooperierenden gelehrten Öffentlichkeit. Nicht mehr auf die Lehren des Meisters zu schwören, sondern alles zu sammeln und das Beste zu behalten – als ein gemeinsam betriebenes Unternehmen – war *das* gelehrte Motto dazu bis zur Jahrhundertmitte. Man organisierte sich in gelehrten Gesellschaften, edierte Zeitschriften und veröffentlichte dort, was es am Ort an wissenschaftlichen Neuigkeiten gab und was man von auswärts erfuhr. Man hat derartige Kooperation als Befreiung von der »verzopfeten« Gelehrsamkeit des Barock empfunden, als Fortschritt, den es zu schützen galt und gegen dessen Gefährdung vorzugehen war.

»Das größte Hinderniß [guter Wissenschaft] machen endlich die verderbten Hauptneigungen und bösen Gewohnheiten oder unordentlichen Gemüthsbewegungen des Willens, welche uns reizen, entweder ohne genungsame Einsicht und Ueberlegung, oder gar wider besser Wissen und Gewissen zu gedenken, zu reden und zu handeln, als Ehrgeiz, Geldgeiz, Wollust, unordentliche Liebe und ungegründeter Haß, der Brotneid, die Begierde einen grossen Namen und Beyfall vor andern zu erlangen, der Unglaube, die Gottlosigkeit, Bosheit, Thorheit, Heucheley, Arglist,

Eitelkeit, Unvorsichtigkeit und dergleichen, da man wider die andere Quellen der Gelehrsamkeit [Erfahrung, Nachdenken, Offenbarung] handelt, solche entweder verabsäumt oder eigensinnig verwirft und nicht recht anwendet.«

Daher entstünden dann:

»Die Sophistery, (...) Die eingebildete und übertünchte Gelehrsamkeit: Die Grillenfängerey, (...) Die Bigotterie und Sectirerey: Die Pedanterey: Die Pralerey, Thrasonismus, Egoismus, Titulomania...: die Charlatanerey: die Machiavellisterey: die Barbarey: die Ausschreibung oder der gelehrte Diebstahl: die Windmacherey: das unnütze Zweifeln, oder der Scepticismus: und der Kützel (...) Dinge die sich nicht demonstrieren lassen, dennoch zu demonstrieren.«

Es handelt sich hier nicht um irgendeine Liste, die Fabricius in seinem Standardhandbuch zur Gelehrten-geschichte von 1752 zusammengestellt hat, sondern um Themen der ausladenden frühauflärerischen Debatte über gelehrtes Wohlverhalten, und entsprechend ist jede der Figuren dick mit bibliographischen Hinweisen unterlegt – keine Mühe für Fabricius, hat es doch schon zu damaliger Zeit zwei Spezialbibliographien zur Literatur über den gelehrten Scharlatan gegeben.

Diskutiert wurde in dieser Debatte gelehrtes Sozialverhalten – von den Konversationsregeln über die passende Kleidung bis hin zu Traktaten über den schmutzigen Gelehrten und über gelehrte Frauenhasser –, vor allem aber drehte sich die Debatte um die neue literarische Öffentlichkeit und den Gelehrten in ihr. Die gelehrte Öffentlichkeit der Aufklärung hat den gelehrten Betrug nicht geschaffen, aber sie hat ihm neue und andere Möglichkeiten geboten. »Das System der Forschungspublikation baut in weiten Bereichen auf Vertrauen auf«: Man könne nicht



Die gelehrte Öffentlichkeit der Aufklärung hat den gelehrten Betrug nicht geschaffen, aber sie hat ihm neue und andere Möglichkeiten geboten.

durch die Texte hindurch in die Labors von Falschspielern blicken, heißt es heute. Öffentliches Falschspielen erzeugt gegenseitiges Mißtrauen, untergräbt das Ansehen der Gelehrsamkeit und gefährdet die Vervollkommnung der Wissenschaften, hieß es damals. Etwa bei Jakob Thomasius in dessen Standarddissertation von 1673 zum Plagiat. Plagiat, so definiert er, ist das »mendacium justitiae commutativae oppositum«. Als Vergehen sei es nicht gerichtlich zu belangen; es müsse von den Gelehrten in eigener Regie geregelt werden. Er hatte dabei das Rezensionswesen im Sinn, aber auch präzises und obligatorisches Zitieren. Die Rezensionstage sollten gelehrte Scharlatane abschrecken, und fremdes Gedankengut sollte gekennzeichnet werden, um Plagiat eindeutiger zu machen, besonders aber auch, um mit der Zuschreibung gelehrtes Ansehen gerecht zu verteilen. Die gelehrte Öffentlichkeit sollte überprüfbar sein und jedem darin zukommen, was er verdiente.

Man hatte die Libertas philosophandi gewollt und den literarischen Markt bekommen, Konkurrenz mithin in der gelehrten Öffentlichkeit, die um so produktiver zu wirken vermochte, je umfassender sie nicht allein Anlaß und Raum für den Wettstreit um Wissen bot, sondern zugleich Arbeitsmotivation und -kontrolle verschränkte. Die neue Welt der Rezensionstage und Fußnoten war die Welt der Wissenschaft, aber auch eine neue Welt der Reputation und der Ehre. Literarische Öffentlichkeit vollzieht sich als sozialer Akt im Austausch zwischen Wissen und Ehre – so die zeitgenössische Formel. Der Baumgarten-Schüler Georg Friedrich Meier hat sie umgesetzt zu folgender Definition:

»Man versteht durch die Ehre eines Menschen, die Erkenntniß seiner grössern Vollkommenheiten von andern; oder wenn jemand erkennt, daß der andere grössere Vollkommenheiten besitze, folglich wenn er urtheilt, daß demselben ein grosser Grad der Vollkommenheit zukomme, so ehrt er denselben. Die gantze Ehre eines Menschen ist demnach der Inbegriff aller Urtheile, die andere von seinen grössern Vollkommenheiten, mit welchen er ausgeziert ist, fällen.«

Ehre ist also keineswegs eine willkürliche Setzung sozialer Arroganz. Sie vollzieht sich, ist kommunikativer Prozeß, ist stetiges Urteilen und Beurteiltwerden. Ehre ist reale Ökonomie (...) daß Meier Ehre zu mathematisieren versuchte, sei wenigstens am Rande vermerkt (...) ihre Münze ist die Reputation, bemessen nach dem, was nach dem Urteil der selbst Ehrenwerten über das nur Normale hinausgeht. Ehre ist für Meier nicht fix. Sie ist auf der

Achse zwischen Verachtung und Ruhm der nach dem Urteil der Urteilsfähigen sich kontinuierlich verschiebende Punkt persönlichen Ansehens. Zumindest in diesem Punkt wird Meier auch heute noch Zustimmung finden. Ehrzuweisung ist ein Kerngeschehen des Sozialen.

Die Folgen, die das für die Wissenschaft hat, sind immens. Denn natürlich ist Wissenschaft immer auch kommunikativer Prozeß und damit sozial. Oder anders formuliert: Wenn Wissensvermittlung die Transformation von Wissensarbeit in Ansehen bedeutet, ist das geltende Wissen immer auch sozial. Das heißt, daß sich Wissenschaftsmangel nur im nachhinein betrachtet als Opposition von Irrtum und Fälschung des einzelnen Forschers individualisieren und moralisieren läßt. Aus der Perspektive des aktuellen Geschehens dagegen handelt es sich bei Irrtum und Fälschung um zwei Spezialfälle im weiten Spektrum wissenschaftlicher Praxis. Nehmen wir als Beispiel den antiken Meister der Naturgeschichte Plinius und ihm gegenüber Kant, den Meister redlicher Wissenschaft und analytischer Kritik.

Heute gilt Plinius' über Jahrhunderte immer wieder aufgelegte »Historia naturalis« wohl eher als ein wohlgeordnetes Sammelsurium des Hörensagens, und auch bei einer allgemeinen Erkältungswelle würden wir, von Migräne geplagt, kaum in den Zoo laufen, Plinius eingedenk, daß das Rüsselauflegen besonders gegen Kopfschmerzen helfe, wenn der Elefant dabei niest. Sicherlich wußte Plinius, daß einiges, was er schrieb, etwas obskur gewesen ist. Wichtig aber, so sagt er, sei das Vollständige, Enzyklopädische der Darstellung. Für Kant war dies zuviel und zuwenig. Aberglauben müsse beiseite bleiben. Er wolle sich in der »Physischen Geographie« auf das konzentrieren, was sich »mit einiger Sicherheit anmerken« läßt. So seien Riesen Dichtung und des »Plinius einäugige, höckerige, einfüßige Menschen, Leute ohne Mund, Zwergvölker u. dergl. gehören auch dahin«. Kant distinguert. Bei ihm wird »Wissen« mit zugepitztem Mund gesprochen. Anmerkungen werden eingestreut; er diskutiert die zeitgenössische Literatur. Jedoch: kurz vor den Riesen heißt es: »Die Neger werden weiß geboren« und haben so dicke Haut, daß man sie besser mit Stöcken schlägt statt peitscht, um Eiter unter der Haut zu vermeiden. Kurz nach den Riesen: »Die Menschheit ist in ihrer größten Vollkommenheit in der Race der Weißen. Die gelben Indianer haben schon ein geringeres Talent. Die Neger sind weit tiefer, und am tiefsten steht ein Theil der amerikanischen Völkerschaften.«

Es geht hier nicht darum, Kants Kultur-Rassismus oder Plinius als Plaudertasche vorzuführen. Wichtig ist, daß wir

Kants anthropologische Bemerkungen, so wie Kant diejenigen des Plinius, außerhalb von Wissenschaft setzen. Es ist nicht nur Irrtum. Es ist uns dummes Geschwätz, hat eine moralische Komponente, den Vorwurf, unkritisch wider mögliche Prüfung Unsinn verbreitet zu haben, eine Schludrigkeit, die – läßt man ihre Historizität außer acht – nahe an fahrlässige Täuschung geht. Betrug am Leser – vielleicht eher damals als heute.

Europäische Prävalenz ist jedoch gängige Münze in der manchmal bleichen Aufklärung und Plinius' Enzyklopädieargument einleuchtend. Kant hat – wie wir alle – das Gängige benutzt an Stellen, die nicht im Zentrum seines Argumentationsinteresses lagen, und für Plinius ist es geradezu Aufgabe gewesen, zuerst zu sammeln und das Gesammelte zu überliefern. Dazu hat auch die Entscheidung für zeitgenössisch geforderte angenehme Lesbarkeit gehört, selbst wenn das zu Lasten der Sachprüfung gegangen ist. Wissen – das ist der zweite wichtige Punkt am Beispiel – ist sowohl in seiner Eigenart – in dem, was jeweils als gute Ware anzusehen und anzubieten ist – wie auch in seinem Zustandekommen – in dem, was als zumutbare und obligatorische Prozedur kritischer und integrierender Wissensschöpfung zu gelten hat – wesentlich historisch.

Die Produktion von Wissen ist damit immer auch begleitet von Wissenschaftsmangel. Ja, Wissenschaftsmangel und zeitgenössische Typik der Wissenschaft fallen weitgehend zusammen. Dies betrifft Theorie- und Differenzierungsdefizite, besonders aber Wissenschaftsmängel als Konsequenz des sozialen Kontextes – der Arbeitsbedingungen, innerhalb derer sich Wissenschaft vollzieht. Wissenschaft ist allein das Streben nach Wahrheit, hallt es von den Kathedern. Schon das ist Betrug. Denn jeder, der Forschung nicht nur aus Festreden und Hörsälen kennt, weiß, daß es zwar wohl Streber gibt, aber statt Einsamkeit und Freiheit eher ein feinmaschiges Netz von Beschränkungen: der zur Verfügung gestellten Zeit, der instrumentellen Möglichkeiten, der Veröffentlichungschancen, der Förderungsbedingungen und der finanziellen Ressourcen. Wissensproduktion baut darauf, daß es eine Menge von Dingen gibt, die nicht zu überprüfen sind, nicht überprüft werden, nicht überprüft werden können, wohl aber überprüft werden könnten. Man verläßt sich auf die gängigen Meinungen, Theorien, Versuchsreihen und Autoritäten nicht nur aus mangelndem Problembewußtsein, sondern auch und in dem Maß, in dem beschränkte Arbeitskapazitäten die Übernahme anerkannten Wissens erzwingen. So ist die soziale Umwelt, in der sich Wissenschaft vollzieht, zentral an der Produktion ehrenvollen Wissens beteiligt. Ehrenvoll ist Wissen nicht, weil es neu ist. Ehrenvoll ist Wissen,

Ehre ist keineswegs eine willkürliche Setzung sozialer Arroganz (...). Ehre ist reale Ökonomie.

insoweit es Anerkennung findet, akzeptiert wird und dementsprechend verhandelbar ist. So gründet denn der Austausch von Wissen und Ehre in sozial konfigurierter Kontrolle.

Wie hat sich dieser Komplex von Wahrheit, Ehre und Vertrauen – modern gesprochen: Wissen, Reputation, Sozialkontrolle – entwickelt? Drei Eckpunkte davon seien genannt.

Nehmen wir als Beispiel für die Aufklärung ihr enfant terrible, Johann Ernst Philippi (~1701–1758), Sohn eines Merseburgischen Hofpredigers, Doktor jur., erster Germanistikprofessor überhaupt, Prophet schließlich und Pornograph, der »gedachte sein Glück auf Universitäten zu machen«, wie es in einer der Biographien heißt. 1723 hatte Philippi die Magisterehren erworben, wenig später ein Traktat gegen die sächsische Lotterie geschrieben und war darob prompt ein Jahr in das Gefängnis gewandert, hatte danach nichtsdestoweniger im benachbarten preußischen Halle promoviert und es dort 1731 zur »ganz neuen außerordentlichen Profession der teutschen Beredsamkeit« gebracht. Kaum einer ist so um Ehre bemüht gewesen wie Philippi und kaum je einer eine so lächerliche und traurige Figur geworden wie er. Festansprachen auf diverse Landesherren hat er herausgegeben, eine Rede »Wider die verdamnte Muckerei« gehalten, eine »gründlich gefaßte Thüringische Historie« geschrieben, Cicero als »Windbeutel« angegriffen – angeblich im Gefolge seines Universitätskanzlers Ludewig –, in die Wolffstreitigkeiten hat er sich eingemischt mit einem »Mathematischen Versuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt«, und den Landesherren hat er in der von ihm edierten Moralischen Wochenschrift vorgerechnet, wie ein Heer von 50.000 Mann ohne Kosten aufzustellen sei. Seine Schriften, heißt es, waren »die Quellen seines Unglücks«. Doch auch linkisches Verhalten und übertriebenen Kleiderprunk hat man ihm nachgesagt. Er ist zunächst ein Opfer des Satirikers Liskow geworden, für den er als Musterbeispiel eines »elenden Skribenten« herhalten mußte; Opfer sodann von Friedrich Wilhelm, dem er im unrechten Augenblick devot'et ein Preisgedicht zu überreichen sucht und Prügel erntet – das Ende seiner Hallenser Karriere. Er geht an die junge Universität Göttingen. Nahezu Panik erzeugt er dort in deren Leitungsgremien. Die Un-Ehre Philipppis scheint die Reputation der neuen Institution zu bedrohen. Man packt ihn nachts in eine verdunkelte Kutsche und schleppt ihn außer Landes. Philippi gibt nicht auf. Als Kopierschreiber für Studenten schlägt er sich durch und als Prophet, der seine Weissagungen den Dresdner Honoratioren schriftlich ins Haus flattern läßt. Daneben hat er es mit pornogra-



Wissenschaft ist allein das Streben nach Wahrheit, hallt es von den Kathedern. Schon das ist Betrug.

phischen Schriften versucht. Philippi war chancenlos. Es ist nicht ganz klar, ob er im Zucht- und Irrenhaus oder der Gosse verendet ist.

Was zunächst auffällt hier, ist das Grobe des Spiels. Goldgräberstimmung herrscht in der Respublica literaria, und alles scheint möglich. Man ist Jurist, schreibt über Geschichte, wird Germanist, versucht sich als Prophet, gibt Zeitschriften heraus. Ist das ›Großmaul Philippi nicht zimperlich in seinen Tönen gewesen, so war es auch die Gegenseite nicht. Mit literarischer Aggression und physischer Gewalt werden Universität und Gelehrtenrepublik verteidigt. Auch wenn sich Obrigkeit und literarische Kritik schon als die beiden Zentralgewalten gerierten – der Instanzenweg war noch klein. Personen treten statt dessen auf: der Kritiker, der Landesherr, der elende Skribent. Die Dinge sind beisammen – Funktionen personalisiert und die verschiedenen Felder der Öffentlichkeit noch eine offene kohärente Bühne ›literarischer Markt‹, die der Protagonist kreuz und quer durchweilt vom ›human interest‹ bis hin zu Wolff. Der Komplex ›Wissen-Reputation-Sozialkontrolle‹ ist eine Einheit, die sich nur individualisiert denken läßt. Der Einzelne ist ihr Träger und Wissenschaft somit gleichgesetzt mit Handeln – dem Agieren auf dem gelehrten Markt. Entsprechend ist die Stellung der Ehre. Ehre steht nicht nur neben dem Wissen als Tauschmedium gelehrter Arbeit; sie ist nicht Mittel dezenter Strategien sozialer Kontrolle. Die Rollen von Zweck und Mittel sind anders verteilt. Statt die gelehrte Produktion nur zu begleiten, läuft die gelehrte Produktion auf sie hinaus.

Überspringen wir das Kamerale der deutschen Aufklärung und die Universität, geplant als Produzentin staatlich nützlicher Kenntnisse und von Beamten, und kommen wir zu Wilhelm von Humboldt. Man darf ihn und seine Mitstreiter nicht mißverstehen. Die Klage über die Gefahr staatlicher Vereinnahmung der Universität als Ausbildungs- statt Bildungsstätte kommt aus einer Position der Stärke, nicht der Schwäche. Man müsse sich nicht sorgen, so Schleiermacher, von jeher seien »die jungen Männer aus den Schulen der Weisen unmittelbar in die Säle der Gerichtshöfe und die Verwaltungskammern geströmt, um die Menschen beherrschen zu helfen«. Subjektive Bildung und objektive Wissenschaft gehören zusammen, das Entscheidende jedoch sei die Wissenschaft. Nicht der Lehrer diene dem Schüler, sondern beide der Wissenschaft. Die Wissenschaft bleibe freilich ein nie gelöstes Problem, ein beständiges Fortschreiten. Humboldts Argumentation ist ebenso genial wie zirkulär: Die Universität ist niemandem und nichts als der Wissenschaft, die die Universität repräsentiert, verpflichtet – also sich selbst. Im Inneren der

Wissenschaft freilich herrscht die Ordnung organisierter Hierarchie. Es geht in diesen Plänen um die Autonomie der Anstalt, nicht um die Unabhängigkeit derer, die sich in ihr bewegen. Nur in ihrer Mitte steht mit Einsamkeit und Freiheit der deutsche Ordinarius. Er ist nach Humboldts Konzept der Weise, um den sich die Studenten-Jüngerscharen, und aus seinem Kreise steigen die Hervorragendsten auf in den Olymp der Akademie. Mit Recht mag man die Apotheose des Lehrstuhls für eben solches Zeitdenken halten wie aufklärerische Vorstellungen von der Mohrenhaut, doch ebenso wie die Schläge ist die Macht der Ordinarien real. Sie sind es, auf die sich die gelehrte Ehre nun mehr und mehr fokussiert. Den Ruf zu Zeiten Philippis überdeckt die Berufung. Und an die Stelle der Externalität der Öffentlichkeit rückt die Internalität des Korps. An die Stelle der öffentlichen Paukenschläge von Ehrung und Mißachtung tritt das unaufhörliche Rauschen gegenseitiger Bewertungen in der gelehrten Korrespondenz. Die gelehrte Ehre, die gelehrte Hierarchie und mit ihr der gelehrte Betrieb regeln sich über die unablässig eifrigen, gegenseitigen Berichte jeweiligen Könnens, Strebens und Versagens, jeweiliger Fähigkeiten und Defizite. Mehr als durch wissenschaftliche Freiheit erhält gelehrtes Engagement sein Fundament im Ziel, Professor zu werden. Ehre geht nicht mehr auf im offenen Agieren des Einzelnen auf dem wissenschaftlichen Markt. Voll winkt sie nur den Berufenen. Ehre ist auf dem Weg, Karriere zu werden. Erfolgreich ist dies gewesen.

Die Humboldtsche Konzeption entsprach nicht nur dem Stand der Wissenschaft, sondern als organisiertes Heroentum auch der monarchischen Struktur der aufstrebenden Nation. Vollends zum Tragen ist dies im Kaiserreich gekommen. Wo wäre wissenschaftliche Freiheit penetranter beschworen worden als in den Gazetten dieser Zeit? Heute erscheint das Eintreten für universitäre Kooptationsrechte nicht nur aufgrund der offensichtlich gegebenen Reformbedürftigkeit wissenschaftlicher Institutionen reichlich übertrieben, war doch auf dem Gebiet der Ehre die Verstaatlichung lange schon vollzogen. Der ›Geheimrat‹ hatte sich vor den Professorentitel geschoben. Es ist die Gründerzeit der Großlabors und Forschungsinstitute und es sind Wissenschaftsmanager – Geheimrats-Experten, die am staatlichen Großbetrieb der Wissenschaft bauten. Man hat das nicht planlos, sondern auf dem Dienstweg betrieben: Eingabe an den Kurator, von dem ans Ministerium, von hier zu den Gutachtern, dann weiter an den Minister, von dem an die Kollegen der anderen Ressorts und von Fall zu Fall schließlich zum Kaiser. Aber der Dienstweg war nicht alles. Die Sachen wollten auf jeder Ebene besprochen sein.

Fachleute waren gefragt, Berufene – nun auch im Sinn der Fachgremien und Kommissionen –, und dafür war zusammen mit Amt und Kompetenz der staatliche Grad von Ehre von nicht unerheblichem Gewicht. Der Geheimrattitel war Bestandteil eines differenzierten Gefüges staatlicher Ehrnormierung geworden. Eine Rangleiter der Orden und ›Charakterisierungen‹ – wie man die Titel nannte – gliederte die Eliten und umfaßte die Offiziantenschaft in all ihrer Breite von der Hebammen-Medaille bis hin zum Orden Pour le mérite und von den Geheim- und Commerzien- bis hin zu den Medizinalräten. Die Verwaltungsanweisungen, wer wie wann welche Ehre zu erhalten hatte, waren im Kaiserreich umfangreich. Wovon Meier 150 Jahre zuvor geträumt hatte, hatte der Staat erreicht: Ehre ließ sich quantifizieren gemäß administrativem System. Jede Provinz und jede Institution hatte ihr Kontingent, und die Direktoren und Abteilungsleiter sollten die benennen, die an der Reihe waren und Ehrung verdienten. Ehre hatte eine Laufbahn erhalten.

Literarischer Markt, Campus und darüber die Nation: so, nach dem historischen Institutionalisierungsverlauf geschachtelt, konstituierte sich das Feld gelehrter Ehre. Und nur, wo sich die damit behauptete Identität von Kultur, Nation und Wissenschaft zu demonstrativ nach außen wandte, artikulierte sich verschämt Protest. Wie gegen die Nennung der Ehrentitel des Mitarbeitergremiums im Kopf der *Internationalen Wochenschrift*, die Preußens Kultusministerium ins Leben gerufen hatte. Man möge die Geheimräte doch streichen, hieß es von seiten der beteiligten Professoren. Die Geheimräte blieben.

Redlich und mit aller Kraft nach wissenschaftlichem Fortschritt zu streben war dem deutschen Gelehrten Selbstverständlichkeit. Zu fürchten habe man nur, von den Franzosen, Engländern und vor allem Amerikanern überflügelt zu werden. So glaubte man. Als dann Krieg war, haben über neunzig der leitenden deutschen Wissenschaftler den Aufruf »An die Kulturwelt!« unterschrieben:

»Es ist nicht wahr, daß der Kampf gegen unseren sogenannten Militarismus kein Kampf gegen unsere Kultur ist, wie unsere Feinde heuchlerisch vorgeben. Ohne den deutschen Militarismus wäre die deutsche Kultur längst vom Erdboden getilgt. Zu ihrem Schutze ist er aus ihr hervorgegangen in einem Lande, das jahrhundertlang von Raubzügen heimgesucht wurde wie kein zweites. Deutsches Heer und deutsches Volk sind eins. (...) Glaubts uns! Glaubts, daß wir diesen Kampf zu Ende kämpfen werden als ein Kulturvolk, dem das Vermächtnis eines Goethe, eines Beethoven, eines Kant ebenso heilig ist wie sein Herd und seine Scholle. Dafür stehen wir Euch ein mit unserem Namen und mit unserer Ehre!«

So gut und verheerend organisiert ist deutsche Wissenschaftsehre gewesen. Die Wissenschaftswelt war brüskiert,

fühlte sich betrogen – auf den Aufruf ›An die Kulturwelt!‹ wurde immer und immer wieder verwiesen. Nach 1918 hat man Deutschland dann für einige Jahre aus den internationalen Wissenschaftsverbänden ausgeschlossen. Ich breche ab, erspare mir einen Blick auf die nationalsozialistische Herrschaft, übergehe die Adenauerzeit und 1968. Und die heutige Misere – wenn sie denn eine ist – ist den meisten Lesern aus eigener Erfahrung bekannt. Es ist evident, daß die Rückkehr zu einer Wissenschaft, die als soziale Perspektive wenig mehr kennt als Professorenstellen bei gleichzeitiger Verknappung von Zeit und Geld, neben Leistung aus Konkurrenz auch ungenügendes Arbeiten evoziert. Mit geregelter Zucht wird sich wohl wenig gegen Karrierenot ausrichten lassen.

Ehre ist historisch. Sie ist, was man aus ihr macht. Sie läßt sich definieren, neu mit Inhalt füllen. »Wir müssen erreichen, daß junge Wissenschaftler früher als bisher unabhängig werden«, hat Detlev Ganten, Direktor eines der vom Krebsforschungsskandal betroffenen Institute, die Schlußforderung aus der Affäre gezogen. Wird er mehr damit ernten als ein zustimmendes, jedoch verlegenes Grinsen? Professionalisierung statt Professorialisierung und weniger Reputationsgerangel, dafür mehr Ruhe, weniger Wissenschaftspathos, dafür einen ganz normalen Job, der den Leuten den Platz läßt, der nötig ist, um kreativ zu sein. Verb und Subjekt setze sich hier jeder selber ein. Es wäre gut, ein Zuviel an wissenschaftlicher Ehre durch ein Mehr an Arbeitsfreude für jeden einzelnen in der Wissenschaft zu ersetzen. Als denn: Es sei uns eine Ehre, Kreativität zu etwas Normalem zu machen.

Literatur:

- Clark, William: On the Ironic Specimen of the Doctor of Philosophy, in: *Science in Context* 5,1 (1992)
 Daston, Lorraine: The Ideal and the Reality of the Republic of Letters in the Enlightenment, in: *Science in Context* 4 (1991)
 Fabricius, Johann Andreas: *Abriss einer allgemeinen Historie der Gelehrsamkeit*, Leipzig 1752
 Ganten, Detlev (Interview) »Schwarze Schafe dürfen nicht alle Wissenschaftler in Mißkredit bringen«, in: *Berliner Morgenpost*, 28. 8. 1997
 Gierl, Martin: *Pietismus und Aufklärung. Theologische Polemik und die Kommunikationsreform der Wissenschaft am Ende des 17. Jahrhunderts*, Göttingen 1997
 Humboldt, Wilhelm v.: *Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin [1810]* (Humboldt Werke, Akademieausgabe X), Berlin 1903
 Kant, Immanuel: *Physische Geographie* (Kants Werke, Akademieausgabe IX), Berlin 1923, S. 312, 313, 315, 317
 Meier, Georg Friedrich: *Gedanken von der Ehre*, Halle 1746
 Plinius Secundus d. Ä.: *Naturlehre*, Buch 28, Darmstadt 1972
 Schleiermacher, Friedrich: *Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn*, Berlin 1808
 Thomasius, Jakob: *De Plagio Literario*, 2. Aufl. Schwabach 1692